

Der Oberst faßte den Entschluß, jedenfalls einstweilen in England zu bleiben, und Geschäfte verschiedener Art machten seine Anwesenheit in London mehrere Wochen lang nöthig. — Alsdann wollte er eine Wohnung in Plymouth miethen, möglichst in der Nähe der Familie Willis, um täglich sein Kind sehen zu können; — da er einsah, daß er doch nichts Besseres für sie thun könne, als das Anerbieten des Herrn Willis anzunehmen, seine auch ihm so liebe Jenny noch ferner bei sich zu behalten und sie mit den eigenen Kindern aufwachsen zu lassen unter Tante Lidas mütterlicher Aufsicht.

Marianne mußte auf einige Zeit zurück zu der Dame, wo sie Gesellschafterin war und zwei Kinder zu beaufsichtigen hatte; dann aber sollte sie sich frei machen und zu Jenny kommen. — So gab es wieder zwei Trennungen für Jenny! aber sie mußte, daß sie den lieben Papa recht bald wiedersehen würde, — und daß auch Onkel Harry's Ankunft auf einem andern großen Schiffe, wo er indessen Capitain geworden, nächstens zu erwarten stand. Hierauf freuten sich Walthor und Freddy nicht weniger wie sie. — „Was wird uns unser Onkel Harry nicht alles zu erzählen haben! Onkel Randon sagt, er wär' ein Robinson-Crusoe gewesen!“ riefen sie.

Und so blieb die einst so scheinbar verlassene kleine Jenny Randon bei Papa Willis und Tante Lida und ihren zwei Brüdern und zwei Schwesterlein. — Ihr eigener Papa kam täglich Abends, oft auch schon zum Mittagessen hin; — Jenny wußte nicht, welchen von ihren beiden Vätern sie am liebsten hatte. Ihr kleines Herz empfing und gab viel Liebe! Sie war ein fröhliches, gutes, gar glückliches Kind.

Siehe Dich um und wähle.

Von

Chekla von Gumpert.

Reisebericht V.

Es ist eine Pause entstanden zwischen den Abtheilungen meiner Reiseberichte; ich fürchte daher, Du erinnerst Dich nicht mehr genau auf den Zweck meiner diesjährigen Reise und so will ich ihn flüchtig nochmals berühren.

Ich reise im Auftrage meiner alten mütterlichen Freundin, Frau v. Stein, und zwar in Deutschland. Die liebe menschenfreundliche Greisin, deren ganzes Leben dem Wohlthun gewidmet war, hat den Wunsch ihr Vermögen im Dienst der Nächstenliebe zu verwenden; sie hätte am liebsten selbst verschiedene Institute besucht, um sich für Stiftung des einen oder anderen, im gleichen Sinn, zu entscheiden. Frau von Stein ist zu alt und zu schwach um Kreuz- und Querwege zu machen, hier und da nachzuforschen, sie schrieb mir: „Reise für mich, siehe Dich um und wähle!“ Die liebenswürdige alte Dame interessirt sich in ihrem Patriotismus auch für deutsche Geschichte ungemein, für das ganze einige Deutschland und wünschte, ich solle in meine Reiseberichte mit einflechten, was irgend dahin einschlagend mir entgegen trete und bedeutend scheine, auch Lebensbilder von interessanten Persönlichkeiten und Erzählungen, die mir zu Ohren kämen. Es war eine große Aufgabe, ich ging zur Erfüllung nicht ohne Scheu; aber mit wahren Behagen.

Ich habe mich nun schon viel umgesehen; aber gewählt habe ich nicht. Ich denke, die Wahl muß der lieben Auftraggeberin überlassen bleiben, ich sehe mich nur um und berichte. Frau von Stein möchte mit ihren Mitteln das möglichst Beste leisten, in der Zeit des Zwiespaltes, in der wir leben, durchgreifend helfen; sie schrieb mir ihre Ansicht über die gegenwärtigen Zustände in kurzen Worten und wies zugleich auf den Weg zur Abhilfe hin, sie schrieb: „Wir haben viel Licht, aber auch viel Schatten. Der Schatten entsteht, wenn das Licht einseitig kommt. Soll das Licht keinen Schatten werfen, dann muß es von Oben kommen.“

Dieser Ausspruch hat mich sehr ergriffen. Bei den Fortschritten unserer Zeit ist es oft recht schwer Einseitigkeit zu vermeiden, wo Uebertreibung ist, entsteht Schroffheit und Einseitigkeit, ein richtiger Weg muß in der Mitte liegen und der wird mit der Zeit wohl klar werden durch das Licht von Oben. Ich habe die Aufgabe bei meiner Reise den Ausspruch meiner alten Freundin im Auge zu behalten.

Als ich meinen letzten Bericht schloß, war ich im Begriff in den Schwarzwald zu wandern und zwar in Gesellschaft eines jungen Ehepaares, nämlich des alten Herrn Schöne und seiner jungen Frau; aber der Mensch denkt, Gott lenkt: zur Vergnügungsfahrt braucht man gutes Wetter, der liebe Gott lenkte Wolken an den Himmel und da wurde unser Denken anders geleitet. Herr Schöne kam mit komischer Feierlichkeit und

hielt mir eine Abschiedsrede, die Rede lautete etwa so: „Meine Gnädige, ich rechne auf Ihre Gnade, nehmen Sie nicht ungnädig auf was ich sagen werde, sondern lassen Sie Gnade für Recht ergehen, ich unterwerfe mich auf Gnade und Ungnade. Ich verdiene Ungnade, ich fühle es, denn ich komme um einen Strich durch die Rechnung zu machen, um Ihnen den Stuhl vor die Thür zu setzen, um mein gegebenes Wort zurückzunehmen. Ich bin ein Freund des Propheten Barometer und habe ihn um seine Meinung über die nächste Zukunft befragt, er prophezeit Regen! Meine Gnädige, ich kenne das Vergnügen im Schwarzwald einzuregnen, solch Vergnügen verpirkt jedes Vergnügen, ein nasses Vergnügen ist ein zweideutiges Vergnügen; der Schwarzwald wird schnell ein Naßwald, ein nasses Vergnügen ist aber ein schlechtes Vergnügen, ich ziehe ein trockenes Vergnügen vor. Wollen Sie Ihr Vergnügen im Naßwald suchen, so patschen Sie dahin; aber holen Sie sich keinen Schnupfen, wir patschen nicht mit, wir suchen trockenes Vergnügen.“

Mit Bedauern trennte ich mich von dem Paare, das mich interessirte, die junge Frau hatte mir noch manche Mittheilung versprochen, die sollte mir nun verloren gehen? Aber nein, das nicht; was sie mir nicht mündlich erzählen konnte wegen Zeitmangels, das wollte sie mir schreiben, sie sagte, es werde sich in Stuttgart viel Zeit finden und sie habe ihre Tagebücher bei sich, in denen ausführlich verzeichnet stehe, was mich sehr interessiren würde in Hinsicht auf meinen Reisezweck; in Nagold wünschte ich mich aufzuhalten, und ich wollte dort in einem mir von Herrn Schöne empfohlenen Hotel einkehren, dahin wollte Frau Schöne ihre Mittheilungen adressiren.

Ich reiste weiter auf den Schwarzwald zu; aber mit wenig Hoffnung, daß ich seine verschiedenen Badeorte, seine anmuthigen Thäler und waldigen Höhen würde mit Behagen auffuchen können; es wird mir dies Vergnügen wohl „verpirkt“ werden, wiederholte ich mir oft mit Herrn Schöne's Ausdruck halb lächelnd, halb bedauernd.

Nagold.

Jetzt bin ich im Städtchen Nagold. Ich hatte ziemlich klaren Himmel zur Reise hierher und das war sehr erfreulich, denn die Gegend, welche die Bahn durchschneidet, ist anmuthig; sehr interessant ist die Bahn selbst, welche bei ihrem Entstehen hier viel Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Alle Welt will jetzt die neue Bahn bewundern, nämlich die würtemberger Welt,

und es ist ein förmliches Wallfahrten hierher, Extrazüge müssen von Stuttgart eingerichtet werden, um alle Schaulustigen zu transportiren. In der Stadt Calw blieb ich einen halben Tag, um von dort aus die Ruine Hirsau (Hirschau) zu besuchen, weltberühmt durch Uhland's Gedicht „die Ulme von Hirsau.“ Der Himmel drohete mit Regen; aber mit Regemantel, Schirm und Ueberschuhen bewaffnet, erklärte ich dem Wetter den Krieg: ich wanderte durch ein reizendes Stück des Nagoldthales.

Die weitläufigen Mauerreste des Klosters waren durch Fremde aus den benachbarten Badeorten belebt, ich traf mit einer Gesellschaft zusammen in dem Raume, der die berühmte Ulme beherbergt. Es sind die vier Wände eines Zimmers, unzerstört durch mehrere Stockwerke bis an das Dach, das Dach aber fehlt und alle Decken und Fußböden der verschiedenen Stockwerke. In der Mitte dieses Raumes wurzelt im Erdboden der selten schöne Baum, sein Hauptstamm steigt als schlanke Säule hoch empor und bildet mit seiner üppigen, reichbelaubten Krone das Dach zu den vier kahlen hohen Wänden. Mehrere andere Stämme, derselben Wurzel entsprossen, haben andere Wege eingeschlagen; so hat nach der Seite hingebogen einer derselben sich durch ein unteres Fenster gedrängt, außerhalb des Gemäuers entfaltet er seine Krone. Als wir um den Baum herum standen, trat ein Herr aus der Gesellschaft an den Hauptstamm heran und deklamirte:

Die Ulme von Hirsau von Uhland.

„Zu Hirsau in den Trümmern
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frisch grünend seine Krone
Hoch über'm Liebessaum.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher
Bis er zum Lichte kam.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt “

So weit deklamirte der Herr, die zweite Hälfte des Gedichtes ließ er aus, er wollte nur zeigen wie Uhland mit Worten so schön die Ulme gemalt hatte, die unsere Augen eben betrachteten.

Auf der Reise kommt man bei Begegnungen leicht in Gespräch, so auch ich mit der fremden Badegesellschaft, und ich sagte, als wir die groß-

artigen Mauerreste, den schönen Kreuzgang des Klosters, den hohen Thurm u. betrachteten: „Wenn diese Mauern von ihrer Vergangenheit reden könnten, was würden sie zu berichten haben! Ich möchte Ruinen immer fragen: Wer hat euch einst gegründet? wer hat in euren Mauern einst gewohnt? wer hat euch zerstört?“

Der Herr, welcher Uhland's Gedicht deklamirt hatte, erwiderte, auf meine erste Frage eingehend: Gründerin des Klosters war die Wittve eines Grafen zu Calw, im Jahre 645.

Der Herr trat einen Schritt vor und deklamirte sofort wieder:

Stiftung des Klosters Hirsau von Justinus Kerner.

Helizena eine Wittve war,
Reich, fromm vor andern Frauen,
Sie strebte brünstig ganz und gar
Sich Jesum anzutrauen.

Sieh', da erwacht die fromme Frau
Aus ihren süßen Träumen.
Noch steht vor ihr die fremde Au,
Der Born mit den drei Bäumen.

D'rum warf sie oft sich auf die Knie,
Er möcht' ihr offenbaren,
Wie ihre Erdengüter sie
Ihm treulich könnt' bewahren.

Sie ist in hoher Freudigkeit
Bereit zu Gottes Ruhme,
Zieht an ein prächtig Feierkleid,
Schmückt sich mit duft'ger Blume.

Da lag sie in der Nacht einmal
Gewiegt in fromme Träume
Und sah ein seltsam fremdes Thal,
Darin drei Fichtenbäume.

In tiefer Demuth geht sie aus
Mit ihrer Magd, der treuen,
Als ging sie in das Gotteshaus
Oder zur Lust der Maian.

Die Bäume waren wundersam
Aus einem Stamm entsprossen,
Aus ihrer duft'gen Wurzel kam
Ein klarer Born geflossen.

Und weiter wandte sich ihr Fuß,
Die Wolken zogen schnelle,
Die Vögel sangen Morgengruß,
Der Frauen ward es helle.

Und ob der fremden Wunderau
Sah sie am Himmel wallen
Den schönsten Dom, auf Wolken blau,
Hört eine Stimme schallen:

Ein Dufte füllte rings die Au
Als sie darüber gengen,
Zu gehen mit der hohen Frau
Fühlt' jede Blum' Verlangen.

Dies Gotteshaus, Du fromme Braut,
Sei, wo die Bäume stehen,
In festen Grund von Dir gebaut,
Nimm's aus geweihten Höhen!

Sie kam nun in ein fremdes Thal,
Stieg auf des Berges Rücken,
Und alles that im Sonnenstrahl
Ihr klar entgegen rücken.

Da steh'n drei Bäume auf der Au,
Aus einem Stamm gesprossen,
Da ist ein Born von Himmelsthau
Auf Blumen hell geflossen.

Sie leget ab ihr Feierkleid,
Blumen und Edelsteine;
Den heiligen drei Bäumen weist
Ihr zeitlich Gut die Reine.

Die Fraue kann nicht länger steh'n,
Zum Stamme muß sie eilen,
Ein heil'ger Hauch thät' sie umweh'n,
Da möcht' sie ewig weilen.

In stiller Demuth ging sie aus,
So stille kehrt sie wieder,
Und setzet hier das Gotteshaus
Aus Himmels Höhen nieder.

„Bravo! bravo!“ riefen die Umstehenden dem Herrn zu, als er aufhörte zu sprechen, und doppelt anerkennenswerth war auch, daß er so gütig der heiligen Helizena That verkündete, denn er hatte sehr schön deklamirt. Ich denke dieser Herr war ein Schauspieler, sein Talent diente ihm gewiß bei vielen Darstellungen. Aber wir hatten in der Gesellschaft auch einen Alterthumsforscher, der für seine Zwecke Ruinen aufsuchte und alte Urkunden studirte, er sagte: „Kloster Hirsau war eine Anstalt für Unterricht in geistlichen und weltlichen Wissenschaften, viele seiner Klosterlehrer wurden berühmt durch ihre Schriften. Hirsau stand in hohem Ansehen, so lange die Mönche ihrem Berufe treu, still lebten und arbeiteten; aber sie überließen sich später einer üppigen Schwelgerei und ein Graf von Calw vertrieb deshalb die entarteten Klosterherren. Ein halbes Jahrhundert stand Hirsau unbewohnt, ging seinem Verfall entgegen, doch wurde es noch wieder in Stand gesetzt und neue Mönche zogen ein und lebten wieder der Gelehrsamkeit.“

Zur Zeit der Reformation, da Herzog Ulrich von Württemberg sich derselben zugeneigt hatte und viele Klosterherren seinem Beispiele folgten, wurden auch die Mönche von Hirsau evangelisch und ihre Schule eine evangelische Gelehrtenschule. Nachdem der dreißigjährige Krieg Deutschland verwüstet hatte und endlich Friede geschlossen war, kamen von Frankreich Ludwig des XIV. Truppen und zogen über das geschwächte deutsche Land vernichtend hin, Calw und Hirsau legten sie in Asche und Trümmer, seitdem ist Hirsau Ruine. Es war ungefähr um die Zeit als auch unser deutsches Reichsland, Elsaß und Lothringen, von Ludwig XIV. ungeraubt wurde.“

Während wir die Ruine durchwanderten, hatte sich der Himmel verfinstert, nicht Franzosen zogen jetzt heran, verwüstenden Krieg drohend, aber Wolken. Eiligst machten sich die Gäste aus den benachbarten Badeorten

aus dem Staube, vielmehr aus dem Regen, die Glücklichen konnten ihre Wagen besteigen, ich konnte den Krieg gegen die Wolken nur mit meinen geringen Waffen: Schirm, Regenmantel, Ueberschuhen führen. Der Gewittersturm fauste, dann krachten die Donnerschläge, Blitze huschten leuchtend daher. Ich versuchte einen Wagen aufzutreiben, vergebene Mühe.

„Warten Sie noch ein Weilchen,“ sagte ein Mann lächelnd, als er meine wachsende Verlegenheit sah, „dann besorgt man Ihnen einen Kahn und Sie rudern sich nach Calw.“ Er hatte gut scherzen; ich seufzte dagegen, trotz der guten Miene, die ich zum bösen Spiel machen wollte. Ich wartete freilich noch ein Weilchen, wie der Mann rieth; bis zum Rudern kam es nicht, aber ich patschte auf der Landstraße nach Calw zurück und ging wie in einer Glasglocke mit schwarzem Dach: das Dach war der Schirm, das Wasser, welches von ihm herabströmte, bildete förmlich eine Glaswand um mich herum. O, Herr Schöne, wie recht hatten Sie, als sie prophezeiheten der Schwarzwald werde ein Raßwald werden!

Am nächsten Morgen besuchte ich das Georginäum, ein elegantes Gebäude von Gartenanlagen umgeben, auf einer Anhöhe in der Mitte der Stadt. Es gehört zu den Stiftungen, welche nachahmenswerth sind und für die liebe Frau von Stein, also für meinen Reisezweck besonderes Interesse haben. Das Georginäum ist kürzlich erst 1870 gestiftet von einem Calwer Ehepaar, dem niederländischen General-Consul für Württemberg, von Georgi und dessen Gemahlin, welche es der Stadt Calw, ihrer Vaterstadt, schenkten. Das Haus ist neu erbaut und sehr hübsch, enthält einen Hörsaal, eine Modellir- und Zeichenschule und eine bedeutende Bibliothek zur unentgeltlichen Benutzung. Viele Städte würden glücklich sein, wenn sie zu ihren Fortbildungszwecken eine so gute Gelegenheit, so schöne Räume hätten.

Ehe ich meine Reise fortsetzte, war ich Herkules am Scheidewege. Sollte ich die verschiedenen Schwarzwaldbäder besuchen, was mein Wunsch war, oder sollte ich mich aufmachen und in einer graden Linie aus dem Schwarzwald hinaus fahren? Bis ich zum Entschluß kam, vertiefte ich mich mit den Augen in Gedrucktes und davon sollst Du auch zu lesen erhalten. „Der Schwarzwald erstreckt sich zwischen Basel und Durlach 45 Stunden von Süden nach Norden, seine mittlere Breite beträgt 8 Stunden. Gegen Westen fällt der Schwarzwald in das breite gesegnete Rheinthäl ab, wo die badischen Städte Freiburg, Offenburg, Rastadt, Durlach zu seinen Füßen liegen. Von hier aus betrachtet, steht er wie

eine gewaltig sich aufthürmende Mauer da, während er sich gegen Osten, dem Innern Würtembergs zu, ganz allmählig verflacht. Der höchste Berg im südlichen Schwarzwald ist der Feldberg, 4600 Fuß hoch, der höchste Punkt des nördlichen ist die Hornisgrinde oder Ragenkopf, 3540 Fuß hoch, zugleich der höchste Punkt Würtembergs. Nur ein Theil des Schwarzwaldes gehört zu Württemberg, der größere Theil zu Baden.

An Mineralquellen und warmen Quellen ist der württembergische Schwarzwald sehr reich, die berühmtesten sind zu Tainach und Liebenzell in der Nähe von Calw und namentlich Wildbad. Sehr beliebte Curorte sind auch die sogenannten Kniebisbäder, am Fuße des Kniebis: Petersthal, Griesbach, Rippoldsau. Der Schwarzwald hat viele großartige Bilder aufzuweisen: wilde, tiefe Felsenschluchten mit jäh abstürzenden Gehängen, theils mit dunklem Nadelholz bewachsen, theils mit kühnen Felsmassen besetzt. Die üppigen sammtnen Wiesengründe des Thales durchheilt das Flüsschen mit seinem hellen Wasser; es kann Zeiten geben, wenn starke Regen fallen, wo es hoch anschwillt und sich zornig brausend, alles um sich her verwüstend, durch das Thal ergießt. Unzählige Schluchten münden in die Hauptthäler und führen den Wasserreichthum des Gebirges diesen zu, so entstehen zuweilen größere Wasserfälle. Südlich von der Hornisgrinde liegen die oft genannten Mummelseen und ferner der geheimnißvolle stille See, in dem kein lebendiges Wesen, kein Fisch zu finden ist; eine beängstigende Ruhe liegt auf seinem unbewegten kristallhellen Wasser. Vom Mummelsee erzählt man manche Sage. Hier haust ein zwerghaftes Gnomengeschlecht. Einst tauchte ein wunderbares Seefräulein aus dem Bergsee empor, bezauberte einen Hirtenknaben und schenkte ihm ihre Liebe unter der Bedingung, daß er nie versuchen möge nach ihrer Heimath zu spähen. Der Hirtenknabe brach seinen Eid und schlich an den See. Da drang dumpfes Achzen aus der Tiefe des Wassers herauf und seine Oberfläche, mit den breiten Blättern der Nymphäa bedeckt, färbte sich blutroth. So ward der gebrochene Eid und die Neugierde bestraft.

Ein Greis mit Schneebarth und Karfunkelaugen beherrscht das Nymphengeschlecht des Mummelsees. Nachts und am frühen Morgen mischen sie sich hilfreich und theilnehmend unter die Thalbewohner. — Der Schwarzwald ist reich an Sagen und die württembergischen Dichter haben ihre Phantasie an ihnen erprobt.

Die Luft des Schwarzwaldes ist rein und durch den stärkenden Duft, welchen die vielen Tannenwälder aushauchen, sehr gesund und belebend, sie

ist aber scharf und kühl, nur härtere Pflanzen kommen hier fort. Eigenthümlich ist die Lebensweise in den rauhen Waldgegenden, der Bauer wohnt hier in dem einsamen Gehöft, der Holzhacker, der Köhler, der Harzreißer, der Kienrußbrenner in den Wäldern von der Außenwelt abgetrennt. — Neben dem Ackerbau und der Fabrikthätigkeit gewährt der Holzreichthum dem Schwarzwälder viele Beschäftigung, außer dem Holzflößen, Kohlenbrennen, Theerschweelen, Pottaschfieden u. a. m. dieser gröberer Arbeit, sind die Leute auch beschäftigt mit Schnitzereien, als Teller, Löffel, Schaufeln u. s. w., weltbekannt sind die Schwarzwälder Uhren. Die Uhrmacherei ist in ihrer Art eine dem Lande eigene Industrie, man macht sie von den einfachsten bis zu den kostbarsten.“ Kufuk! Kufuk! da ruft mir eben eine Schwarzwälder Uhr zu, daß es Zeit ist zur Ruhe zu gehen. Es regnet, regnet, regnet! Soll ich meine Reise fortsetzen, oder soll ich hier besseres Wetter abwarten? Morgen früh die Entscheidung. Gute Nacht!

Am nächsten Morgen.

Kufuk! Kufuk! Er hat mich geweckt und ich blicke aus dem Fenster. Es regnet, regnet, regnet!

Ich will noch warten, vielleicht klärt sich der Himmel auf; aber lange Zeit habe ich nicht, mein eigentlicher Reisezweck ist es nicht die Bekanntschaft des Schwarzwaldes zu machen, also wenn er nicht ein trockenes Gewand anlegt, muß ich fort.

Es pocht! Herein!

Ah. Ein überall gern gesehener Gast, ein Briefträger. Frau Schöne schickt die versprochene Mittheilung, da hast Du sie:

Ein Kind aus dem Volke.

Zu dem Volke gehören wir zwar alle, die Reichen und die Armen, die Hochgeborenen und die Niedriggeborenen; aber gewöhnlich meint man, wenn man vom Volke spricht, die niederen Stände. Das Kind aus dem Volke, von dem hier die Rede sein soll, gehörte auch zu den niederen Ständen, geboren in der Hütte eines Kohlenbrenners, in sehr armer Familie, hat es in den ersten Jahren seines Lebens nur Mangel kennen gelernt; aber ohne ihn zu empfinden, denn ein kleines Kind ist sich der Bedürfnisse, die es hat, nicht bewußt, kann auch keinen Vergleich machen, hat kein Urtheil. Der Kohlenbrenner und seine Frau arbeiteten den ganzen Tag, das Kind war auf sich selbst angewiesen. So lange klein Elßchen in der Wiege lag, ging das schon; denn schrie sie auch manchmal erbärmlich,

so wurde sie auch wieder ruhig und lernte die Kunst sich selbst die Zeit zu vertreiben, sie spielte mit ihren kleinen Fingern, beobachtete Fliegen und Spinnen in ihrem Geschäftsleben und übte sich in Geduld: sie lernte warten wenn sie hungrig war, lernte warten bis sie ein menschliches Wesen zu sehen bekam, wenn ihr bange werden wollte. Elschen erzählte später von den Dingen, die ihr in frühester Kindheit Beschäftigung und Zeitvertreib gewährten. Nahe dem Walde, in welchem der Kohlenbrenner lebte, war ein Marktflecken, er war reich gesegnet mit Kindern und im Sommer nannte ihn einst der Schullehrer einen Ameisenhaufen, weil um die warme Zeit die ganze Kinderschaar in Haufen zusammenlief und umher wirbelte wie die Ameisen. Der Vergleich war freilich nicht ganz richtig: die kleinen wunderbaren Thierchen wirbeln zwar vor den Blicken der Menschen scheinbar wild umher, aber sie sind in Wahrheit nicht wild und unstätt, sie arbeiten nach strengen Gesetzen, nie eines dem anderen in den Weg tretend, störend oder gar verlegend; bei den Kindern war es anders: sie arbeiteten nicht, sie wirbelten wild und unstätt umher, sie traten einander oft in den Weg, nicht bloß störend, sondern mit unliebsamen Reden, mit Faustkämpfen, welche blutige Nasen und Köpfe und heillosen Lärm nach sich zogen und denen oft Stock und Ruthe der Väter und Mütter ein Ende machen mußten. „Das ist eine wilde Bande,“ sagten Pfarrer und Schullehrer und der Schullehrer seufzte tief, wenn wieder ein paar Kinder, die das schulpflichtige Alter erreicht hatten, ihm zugeführt wurden, und der Pfarrer seufzte nicht minder tief, wenn die Schulkinder so weit waren zum Confirmandenunterricht zugelassen zu werden; die ersten sechs Jahre im Ameisenhaufen des Marktfleckens verdarben die junge Gesellschaft in Grund und Boden. So war es lange Jahre im Marktflecken zugegangen, bis Johanna, des Schullehrers Schwester, die eine Freundin im Steinthal in den Vogesen besucht hatte, herüber kam und von Oberlin's und seiner treuen Magd Liebesdiensten erzählte. Was Oberlin und seiner Magd gelungen war an der heranwachsenden Bevölkerung des Steinthales, das mußte ja auch in diesem Marktflecken gelingen, und Johanna, des Schullehrers Schwester, versammelte die allerkleinsten Kinder des Ameisenhaufens um sich und es entstand nach und nach eine Kleinkinderschule unter ihrer Leitung.

Der Kohlenbrenner und seine Frau besuchten eines Tages im Marktflecken den Jahrmart, ihre kleine Else, damals schon drei Jahre alt, wanderte mit ihnen hinein. Die Jahrmartsbuden, und die Leiermänner,

welche an Straßenecken spielten und was sonst Merkwürdiges zu sehen und zu hören war, machte Kohlenbrenners Elschen wohl ganz vergnügt; aber wie angenagelt stand sie vor einem Stacketzaun, hinter welchem eine Menge kleiner Kinder ungefähr ihres Alters lustige Liedchen sangen und spielten. Es war dies die Kleinkinderschule der Schwester Johanna. Die Eltern standen auch da voll Staunen neben der kleinen Else, denn solch eine Schule hatten sie im Leben nicht gesehen und ihr Staunen wuchs, als sie die lustigen Kinder genauer betrachteten, denn sie sahen, es waren Kinder armer Leute. Alle Kinder hatten einfache Röckchen, schlechte Kittelchen an und nur einige trugen Schuhe und Strümpfe. „Das wäre so was für unser Kind,“ sagte der Kohlenbrenner und seine Frau nickte und die kleine Else sah den Vater und die Mutter mit bittenden Augen an. In Else's jungem Herzen stieg zum ersten Mal eine Sehnsuchts-empfindung auf und als die Eltern sie fortführten, da füllte die Sehnsucht ihre Augen mit Thränen. Else hatte heute viel Neues kennen gelernt, zum ersten Mal in ihrem kurzen Leben hatte sie gesehen, daß es außer ihrer Eltern Hütte noch Häuser gab, sie hatte zum ersten Mal viele andere Menschen zusammen gesehen.

Der Jahrmaktslärm, die vielen Sachen, die zum Verkauf ausboten wurden, alles hatte sie in Erstaunen gesetzt und im Vergnügen überwältigt; aber alles war sofort vergessen, als sie Kinder sah, Ihresgleichen, und diese nicht einzeln, sondern eine ganze Schaar und alle im Jubel, bei Gesang und Spiel. Was war das? Ihr kleines Gehirn wurde förmlich schwach vom Nachdenken. Im Walde waren Bäume, sogar viele Bäume; es waren Blumen auf der grünen Erde, sogar viele Blumen; es waren Vögel im Walde, viele Vögel, auch viele Eichhörnchen, viele Schmetterlinge, viele bunte Käfer, auch viele fleißige Spinnen, viele fleißige Ameisen, viele Bienen — aber Menschen? Nein, Menschen waren im Walde nicht viele, nur der Vater, die Mutter und Else. Ob es anderswo noch Menschen gäbe, darnach hatte Else niemals gefragt, niemals darüber nachgedacht. Und nun, in dem fremden Orte, wo keine Bäume, keine Blumen wuchsen, nur Häuser gewachsen waren, da gab es Menschen, wie Vater und Mutter und Else waren. Manche Menschen sahen schön aus wie große bunte Blumen, manche nur so wie die Eltern in einfache Farben gekleidet. Alles wunderbar! aber der Spielplatz hinter dem Stacketzaun, was war das? War er das Paradies, von dem einmal die Mutter gesprochen, als sie versucht, Elsens Hände zu falten. Aber was ist denn Paradies und

warum sollte sie damals die Hände falten? Es war bis zum Gebet nicht gekommen, denn die Mutter hatte es nicht verstanden dem Kinde ein einfaches Gebet zu lehren. Vor dem Spielplatz hinter dem Stacket hatte Else die Hände gefaltet, sie wußte nicht warum, aber es war plötzlich ein sonderbar Gefühl in sie gekommen, sie kannte das noch nicht; aber still und heilig war es in ihr geworden. Still war ihr Gefühl wohl auch zu Hause im Walde und gar lieblich war dort ihr Staunen vor den lustigen Insekten, den singenden Vögeln, den duftenden Blumen; aber hier, wo kleine Menschen waren, die lustig sich bewegten und sangen wie die Waldvögel, hier war ein geheimnißvolles Wehen von Lust und Liebe, eine heilige Empfindung in sie gekommen. Später, als Else dies Gefühl schildern konnte, als sie älter geworden war und mit Bewußtsein und Erkenntniß sich selbst beurtheilte, da nannte sie dies Gefühl, Anbetung des Schöpfers, der so viel Menschenkinder geschaffen. Else ging still und stumm neben ihren Eltern her auf dem Heimwege, und die Eltern wunderten sich, daß sie nicht sprach und sie erinnerten sie an die Marktjuden und an schöne Sachen und an hübsche Puppen in den Buden. „Ach ja, das war schön!“ sagte dann Else nachdenklich, „ja, das war schön!“ Aber ihre Augen verriethen, daß sie nur mechanisch redete; Else's Gedanken hingen an den Menschenkindern, die so lieblich gesungen hatten.

Am folgenden Morgen gingen der Kohlenbrenner und seine Frau zu ihrer Arbeit und Else blieb in der Hütte. Die kleine Hüttenthür war offen, denn Niemand kam ja hier stehlen was in der Hütte war. Else ging aus und ein und spielte und ging umher zu den Blumen wie immer und beobachtete Vögel und Eichkätzchen, Schmetterlinge und Käfer. Das war heute alles noch einmal so schön als sonst; aber schöner noch waren Else's Gedanken, denn sie riefen die Kinderchaar herbei in den Wald und sie zog mit den Kindern umher und zeigte ihnen alles: die Bäume und Vögel und Schmetterlinge und Käfer und dann sangen die Kinder im Walde noch schöner als die Vögel, denn sie sangen Worte, die Vögel sangen nur Töne. Die Kinder sangen von den Bäumen und Blumen und nannten sie bei Namen und Else sang mit ihnen. — Aber dann plötzlich sah sich ja Else allein, denn die Kinderchaar war nicht wirklich bei ihr, sondern nur ihre Phantasie hatte sie herbeigerufen, und nun kam wieder das wunderbare Gefühl und es stieg aus dem Herzen in ihre Augen als Thränen, und Else's kleine Füße setzten sich in Bewegung und trippelten fort, auf der Landstraße hin, weiter und weiter.

Als Vater und Mutter von der Arbeit kamen, war die Hütte leer, rings umher sangen die Vögel; aber Else lauschte nicht ihrem Gesange, denn sie war hier nicht, dort nicht, sie war verschwunden.

Eltern lieben ihre Kinder, auch wenn sie arme Leute sind. Else's Eltern suchten und riefen, es kam keine Antwort. Ein Wasser war nicht in der Nähe, sie fürchteten nicht, daß Else ertrunken sei; an einen Dieb, der ein Kind stehlen könnte, dachten sie nicht. Ah! da lagen Blumen, dort auch, dort auch, ja, Blumen und Blätter mit denen Else oft spielte, waren auf der Landstraße verstreut. Die Eltern folgten diesem Wegweiser und bald waren sie im Marktsflecken. Zwischen den Buden stand Elschen nicht; aber dort — ja, dort hinter dem Stacket, dort spielte sie mit der Kinderschaar.

Else war vorwärts getrippelt, weiter, weiter, von der wunderbaren Sehnsucht geleitet, war sie bis an den Spielplatz gedrungen und da, das Gesichtchen an die Stäbe des Gitters gelehnt, hatte sie gestanden und gelauscht wie am vergangenen Tage. Johanna hatte das fremde Kind, das da so allein, ohne Begleitung zuschauete, entdeckt und ihm die Pforte in das Kinderparadies geöffnet. Elschen trat ein, als verstünde sich's von selbst, als gehöre sie dahin, und sie reichte ihre Händchen hin den kleinen Gefährtinnen und der Schwester Johanna, und sie erzählte vom schönen Walde und von Vögeln und anderen Thieren und spielte und sang mit den kleinen Kindern, und die Zeit verging, und als die Eltern kamen und ihre Else erkannten und sie schalten, daß sie entflohen sei, da lächelte sie glücklich und begriff kaum der Eltern Freude des Wiederfindens, empfand nicht die Scheltworte, sie war nur beseligt in der Kinderwelt.

„Wie konntest Du denn fortgehen ohne Erlaubniß?“ fragte die Mutter. Else aber wußte hierauf nichts zu erwidern, denn es hatte ihr niemals Jemand verboten fortzugehen, ihre Eltern waren nie auf den Gedanken gekommen, daß ihr Kind die Hütte und den Wald verlassen könnte. „Wie hast Du denn den Weg gefunden?“ fragte der Vater. Else sah den Vater erstaunt an, gesucht hatte sie den Weg nicht, sie antwortete: „Ich weiß nicht, mit einem Male war ich hier.“

„Sie sind wohl den ganzen Tag nicht zu Hause?“ fragte Schwester Johanna, „Sie sind bei der Arbeit im Walde, Ihr Kind ist immer auf sich selbst angewiesen?“

„Ja, ja,“ erwiderten der Kohlenbrenner und seine Frau, „Arbeitsleute können nicht zu Hause bleiben, wir haben unser Geschäft, es ist

genug, wenn wir unser Kind ernähren und kleiden; sobald es älter ist, muß es auch arbeiten lernen.“

„Wenn es sechs Jahre alt ist, schickt Ihr es in die Schule; aber bis dahin, was soll das arme Kind noch fast drei Jahre lang allein im Walde anfangen?“ fragte Schwester Johanna.

„Still sitzen, warten lernen, Geduld haben,“ lautete die Antwort.

„Es ist recht schön, wenn man Geduld lernt,“ entgegnete Johanna; „aber besser ist noch, wenn eines Kindes Herz geleitet wird in den frühen Lebensjahren; unser Herr, der die Kinder so lieb hatte, sagte: «Lasset die Kindlein zu mir kommen» und Ihr habt doch gar nicht Zeit Euer kleines Mädchen zu ihm zu führen.“

„Ich habe der Else schon einmal ein Gebet lehren wollen; aber sie war noch zu dumm, sie verstand's nicht,“ sagte die Mutter.

„Was für ein Gebet wollten Sie dem Kinde lehren?“ fragte Schwester Johanna.

„Nun, das ist doch klar,“ erwiderte die Mutter, „was ich selber in der Schule gelernt habe, das Vaterunser, aber wenn ich sagte geheiligt werde Dein Name und Dein Reich komme, machte sie ein dummes Gesicht, bloß das sprach sie ordentlich nach „unser täglich Brod.“

„Gute Frau,“ sagte Johanna, „für so ein kleines Kind ist das Vaterunser zu schwer zu verstehen, dies Gebet ist ja so wundervoll; aber man muß älter sein um alle Bitten begreifen zu können. Mit der Zeit wird Ihr Kind alles verstehen; aber jetzt muß man ihm ein Gebetlein lehren, das für seine Begriffe paßt.“

„Ich habe es auch gelassen bis auf spätere Zeit, wenn sie in die Schule kommt, mag der Schullehrer ihr die Bitten erklären,“ sagte die Mutter.

„Und bis dahin wolltet Ihr Elschen ohne den Gedanken an Gott und den Heiland lassen?“ fragte Schwester Johanna; „es ist aber doch der Eltern heiligste Pflicht ihren Kindern den Gedanken an Gott und den Heiland in's Herz zu legen.“

„Das klingt ganz hübsch, was Sie da sagen,“ meinte die Mutter; „aber dazu gehört Zeit, wir müssen früh auf Arbeit, da schläft Else, dann komm' ich auf eine Stunde zurück, besorge schnell Mittagessen und Abends ist Else schläfrig. Wenn der Heiland sie haben will, wird er schon selber sorgen, daß sie zu ihm kommt.“

„Wollt Ihr das Kind in meine Kleinkinderschule schicken?“ fragte Schwester Johanna.

„So weit? — Sie würde den Weg nicht finden!“ hießen die Antworten der Eltern.

Aber Else hatte den Weg ja gestern und heute nicht zu weit gefunden, sie war ja auch ganz allein heute aus dem Walde fortgewandert und hatte den Weg nicht verfehlt; man konnte sich nicht verirren, es führte eine einzige gerade Straße in den Marktflecken. Die Antworten der Eltern waren nicht stichhaltig. Eigentlich hatten sie auch nichts gegen den Vorschlag einzuwenden, er kam ihnen nur so überraschend; die Sache wurde abgemacht und Elschen war bald Schwester Johanna's Schülerin. Freilich war es nicht ohne Gefahr ein Kind, das erst in seinem vierten Lebensjahre stand, allein einen weiten Schulweg unternehmen zu lassen; aber Kinder armer Leute sind sich viel selbst überlassen und es ist kaum schwerer für ein kleines Kind den geraden Weg durch den Wald allein zu gehen, als allein ganze Tage in der Waldhütte zu verleben, es gehört jedoch Gehorsam dazu, um nicht vom geraden Wege abzugehen und im Walde herum zu irren.

„Gott schickt einen Engel zum Schutz mit,“ sagte Schwester Johanna zur kleinen Else eines Tages; „aber Du mußt gehorsam nur das thun, was Dir befohlen ist, denn Gott liebt nur die gehorsamen Kinder.“

„Geht denn der Engel fort, wenn ich ungehorsam bin?“ fragte Else.

„Ja, das glaube ich wohl,“ erwiderte Schwester Johanna; „denn der Engel kann nur die Menschen lieben, die Gott liebt.“

Else hatte in ihrem Elternhause selten den Namen Gottes gehört, von Engeln war gar nicht die Rede gewesen; aber der Gedanke erfreute ihr kleines Herz, daß der unsichtbare Gott, zu dem sie reden dürfe, ihr einen wenn auch gleichfalls unsichtbaren Schutz zugesellt habe. Vom Christkinde wußte sie schon mehr von Hause her, denn das Christkind hatte einmal eine grüne Tanne aus dem Walde geholt als draußen Schnee lag, hatte Lichter darauf gesteckt und sie angezündet und der Tag hieß Weihnachtsabend, an welchem das geschehen war. Dann hatte die Mutter die Lichter ausgeblasen und in dem Schrank verwahrt, die Tanne aber hatte sie verbrannt und dazu gesagt, allemal wenn Schnee liege komme dasselbe Christkind und bringe eine neue Tanne um die Lichter aufzustecken. Mehr wußte Else nicht vom Christkinde; aber das Wenige war schon recht gut; denn der kleine unsichtbare Freudenbringer war ja schon an Else's Herz

herangetreten und Schwester Johanna brauchte nun auf dem kleinen Grundstein im Herzen nur weiter zu bauen, daß ein Tempel Gottes daraus werden konnte. Und Schwester Johanna's Streben war es, in dem kleinen Kinderherzen den Tempelbau zu beginnen und möglichst weit hinauszuführen, wenigstens den Grundbau so fest zu stellen, daß nichts in der Welt im Stande sein sollte ihn zu erschüttern. Freilich das wußte sie: das Leben kommt mit Stürmen, auch mit harten Stößen, die man Zweifel nennt, um solchen Tempelbau zu vernichten; aber sie sagte immer: „Mag der ganze Tempel einstürzen, wenn der Grund fest ist, baut er sich von selbst wieder auf.“

Zur Schwester Johanna kam einst eine fremde Dame zum Besuch. Sie war auch eine Kleinkinderlehrerin aus fernem Orte und machte eine Reise, in dem Marktsflecken verweilte sie einige Stunden und als sie vom Gasthause aus den Spielplatz mit der Kinder-schaar gesehen, war sie hinüber gegangen. Die beiden Lehrerinnen kamen bald in ein Gespräch, jede erzählte von ihrer Schule und von ihrer Art des Verkehrs mit den Kleinen. Die fremde Dame sagte: „Kinder interessiren mich sehr, besonders in den ersten Lebensjahren, wenn ihre Geisteskräfte noch unentwickelt sind. Es ist meine Aufgabe ihren Verstand zu entfalten, Schritt vor Schritt sie zum Denken anzuleiten, der Verstand ist eine wundervolle Gabe der Natur, den eine gute Kleinkinderlehrerin wohl Vorbilden soll, damit die Wissenschaften später leichten Eingang finden.“

Schwester Johanna entgegnete: „Gewiß ist der Verstand eine wundervolle Gottesgabe und schon in frühen Jahren sollen Kinder nachdenken und urtheilen lernen; aber ich gehe hauptsächlich darauf aus der Kinder Herz zu bilden, ihnen Bewußtsein von der Allgegenwart Gottes zu geben, sowie von der Liebe des Heilands und von der Nächstenliebe, mit einem Wort, ich suche Keime zur Gottesfurcht vor allen Dingen in die Kinder zu legen.“

„Mein liebes Fräulein,“ sagte die fremde Dame, „wir gehen in unserer Lehrweise wohl verschieden zu Werke, weil wir verschiedene Grundsätze haben. Ich meine, man müsse den Kindern nicht zu früh von Religion sprechen, was versteht ein so junges Wesen von Allgegenwart eines Gottes, den es nicht sieht, von der Liebe eines Heilandes, den es auch nicht sieht. Ich fange das anders an: Ich zeige den Kindern ein Pflänzchen, eine Blume, ich lehre sie die Natur bewundern und erst wenn sie fragen: Wer hat denn die Blume gemacht? dann erst rede ich vom Schöpfer.“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Schwester Johanna, „ob Kinder sich nicht mit dem Bewundern der Blume begnügen werden; wie dann, wenn sie nun gar nicht forschen nach der Hand, welche die Blume geschaffen hat? Soll in dem Fall gar nicht auf den Schöpfer hingewiesen werden? Ich warte nicht auf derartige Fragen, ich zeige die Wunder der Schöpfung und nenne gleichzeitig den Schöpfer, ich erzähle, daß der Schöpfer auch der Erhalter des Geschaffenen ist und daß er deshalb überall hin zugleich auf die Welt schaut, und daraus ergiebt sich die Allgegenwart Gottes. Begreifen können auch erwachsene Menschen die Eigenschaften Gottes nicht, daß Allgegenwart möglich ist, das nehmen wir an, ohne Verständniß, das unbefangene Kind am leichtesten. Was nun die Liebe des Heilands betrifft, so tritt die dem Kinde wohl leicht nahe, wenn man ihm von seinem Leben unter den Menschen erzählt, von seinen Handlungen, Wohlthaten und Lehren.“

„Das sind Dinge, welche in den Schulunterricht gehören,“ warf die fremde Dame ein, „man kann kleinen Kindern nicht Religionstunden geben.“

„Religionstunden kann man ihnen nicht geben,“ sagte Johanna; „aber man kann sie so zu sagen mit einer religiösen Atmosphäre umgeben und dabei Samenkörner in lockeren Boden streuen. Ein Mensch ohne religiösen Grund im Herzen ist ein Unglücklicher, zerfallen bei jedem schweren Mißgeschick, elend durch die eigene Sündhaftigkeit, ich denke, es muß bei Zeiten alles geschehen, um solch Unglück zu vermeiden.“

„Ich will auch nicht Menschen ohne Religion erziehen,“ erklärte die fremde Dame, „ich will aber erst Nachdenken lehren und dann Religion, wir sind da verschieden: Sie fallen mit der Thür in's Haus, ich gehe systematisch zu Werke.“

„Bei der Erziehung muß man, so zu sagen, mit vielen Lehren und Befehlen in's Haus fallen,“ sagte Schwester Johanna. „Wohl jede gute Mutter faltet ihres Kindes Händchen zum Gebet, bevor es ordentlich sprechen kann, ein Bewußtsein, was Gott für ein Wesen sei, hat das Kind nicht; aber es lernt mit diesem Wesen als mit einem Vater reden.“

„Ich rathe der Mutter,“ erwiderte die fremde Dame, „ihr Kind erst dann beten zu lassen, wenn es Gott kennt und selbst den Drang zum Beten fühlt.“

„O!“ sagte erschreckt Schwester Johanna, „wer weiß ob bei solchem Verfahren ein Mensch jemals aus Herzensgrund beten lernen würde! Zum

rechten Gebet gehört ein kindliches Vertrauen, das kindliche Vertrauen gewinnt man leicht als Kind, hat man es als Kind gewonnen, so bleibt das Gebet kindlich bis zum höchsten Alter. Ein Mensch, der nicht kindlich beten kann, hat eine große Leere in seinem Herzen. Es sagte mir einmal ein älterer Herr: «Ich hatte eine brave Mutter, an die ich mit Hochachtung und Dank für ihre bewiesene Liebe und Rücksicht denke; aber sie hat eine große Schuld auf sich geladen mir gegenüber: sie hat versäumt mich als Kind beten zu lehren — und ich habe es nie gelernt, mein Herz ist ungelentig geworden.»

Die fremde Dame schwieg, was sie dachte war nicht zu errathen, aber auf die mitgetheilte Thatsache war nichts zu entgegnen. Schwester Johanna sprach weiter: „Es giebt noch viele Befehle und Lehren, die man Kindern ertheilt bevor sie diese begreifen, z. B. man verlangt Gehorsam vom kleinsten Kinde. «Du sollst das thun!» sagt man, oder: «das darfst Du nicht thun!» Wäre es etwa gerathen erst dann Gehorsam zu fordern, wenn das Kind flug genug ist die Gründe zu verstehen, welche Eltern und Erzieher dazu veranlassen? Gewiß nicht, unbedingter Gehorsam muß frühzeitig gelehrt werden, wie das Gebet und das Bewußtsein, daß Gott jeden Augenblick des Kindes Handlungen sieht, ich bleibe dabei, Hauptsache ist des Kindes Herz und es kann sich am besten entwickeln in religiöser Atmosphäre.“

Ob dies Gespräch auf die durchreisende fremde Kleinkinderlehrerin irgend einen Einfluß geübt, hat Schwester Johanna nie erfahren; sie selbst ist aber um so fester auf ihren Grundsätzen stehen geblieben. Einen Nutzen hatte sie aber auch in anderer Hinsicht von dem Austausch der Gedanken, sie hütete sich die kleinen Kinder mit ihrem Unterricht zu weit zu treiben, sie zu überfüllen; wohl lehrte sie ihnen manchen Bibelspruch, jedoch nur solche, die ganz verständlich waren oder durch Erklären verständlich werden konnten; sie erzählte vom Heiland, aber nur Dinge, die ein Kind erfreuen können, sie stellte ihn nicht dar als den Erlöser, sondern nur als den liebenden Heiland, der für seine Liebe Gehorsam in der Gegenliebe fordert.

In der Atmosphäre, welche Johanna um die Herzen ihrer kleinen Schüler verbreitete, lebte die kleine Else beglückende Jahre.

Der Kohlenbrenner hatte einen Bruder, welcher etwas Vermögen besaß, er war Maurer in einem größeren Dorfe in der Nähe und zuweilen sahen sich die Verwandten. Der Maurer hatte eine fränkliche Frau und

zwei Kinder; die Frau aber lag fast immer zu Bett, die Kinder waren vom Morgen bis Abend auf den Straßen, denn in die Schule gingen sie noch nicht. Wenn Else mit ihren Eltern zum Besuch kam, was mehrmals im Jahre geschah, dann setzte sie den Maurer und seine Frau stets in Erstaunen. „Donnerwetter,“ sagte der Maurer, denn das war sein Lieblingswort, damit fing er fast jeden Satz zu reden an, „Donnerwetter, habt Ihr ein prächtiges Kind, das ist ja die Artigkeit selbst, unsere Kinder sind dagegen Rangen, Haue giebt's alle Tage; aber man bringt sie nicht zum Gehorsam.“

Die Kinder waren älter als Else, ein Knabe und ein Mädchen, Klaus und Grete, sie hatten allerdings von Gehorsam keinen Begriff, sie thaten der Eltern Willen nur, wenn er auch gerade mit dem ihren zusammentraf, gefiel ihnen ein Befehl nicht, so befolgten sie ihn nicht, das war übel: Die kranke Mutter konnte wohl befehlen, dazu hatte sie den Mund, doch strafen konnte sie nicht, denn ihre Hände waren gelähmt; der Vater aber erfuhr nicht jede Unart und bei dem war's gleich, Haue setzte es von ihm doch, ob viel oder wenig Ungehorsam vorlag. Klaus und Grete spielten gern mit der artigen Else, sie war so anständig und that gefällig was verlangt wurde, weinte nicht leicht, verklagte nicht und wußte selbst Spiele zu lehren. Else war ein allgemeiner Liebling der Maurerfamilie.

Im Dorfe war ein Schloß und der Schloßherr war alt, hatte viele Kinder, die aber fern von ihm verheirathet lebten, nur eine Enkeltochter kam alle Jahre auf einige Sommermonate zu ihm. Comtesse Gertrud sah eines Tages die kleine Else mit des Maurers Kindern und fand großes Wohlgefallen an ihr, sie nahm sie mit auf's Schloß und zeigte ihr ihre Spielsachen, denn Gertrud war damals auch noch Kind, zwölf Jahre alt und sie war mit ihrer Erzieherin bei ihrem Großpapa zum Besuch. Else gefiel ebenfalls dieser Erzieherin sehr gut, sie war auch wirklich ein außergewöhnlich anmuthiges Kind. Der liebe Gott hatte ihr viel schöne Naturanlagen gegeben, das ist freilich köstlich; aber viele Kinder haben dieselben Anlagen, bilden sie jedoch nicht aus und das nennt man „das Pfund vergraben.“ Kleine Kinder wissen noch nicht, daß sie die Aufgabe haben ihre Anlagen zu benutzen, zu verwerthen, ihnen muß es gelehrt werden; aber größere Kinder wissen, alle guten Gaben kommen von Gott und Gott gab dem Menschen freien Willen, damit er mit den empfangenen Geistesgaben auf guten Wegen vorwärts schreite. Else besaß unter anderen eine vorzügliche Gabe, sie hielt ihre Augen offen und sah

damit. „Ei,“ erwidert darauf Mancher, „Jeder der nicht ganz blind ist, sieht mit den Augen.“ — Ja, freilich; aber wie sehen viele Menschen? Nur überhin. Else sah tiefer, nämlich sie sah mit den Augen und Gedanken zugleich. Als sie noch ganz klein war und Stunden lang allein gelassen wurde, da beobachtete sie die Thiere, die sie bemerkte: die Fliegen, die Spinnen, die Ameisen, die Raupen, die Käfer. Als sie dann später zur Schwester Johanna kam, da freute sie sich sehr, wenn diese von Gottes Schöpfungswundern erzählte und dann auch auf die ihr schon so wohlbekannten Thierchen die Rede kam. Schwester Johanna wußte so hübsch zu erzählen von der Arbeitsamkeit der Thiere, von der Geschicklichkeit, mit der sie ihre Arbeit verrichteten, und sie sagte immer: das ist alles so von Gott angeordnet. „Der Mensch ist aber klüger als die Thiere,“ fügte sie hinzu, „der kann nachdenken, der ist nicht blos fähig eine einzelne Arbeit zu machen, er kann verschiedene Dinge arbeiten und er kann auch Gott lieben, was ein Thier nicht kann. Dem Thiere ist keine Offenbarung Gottes zugegangen, das Thier weiß nicht, daß ein Heiland geboren wurde, um die Menschen zu lehren Gottes Kinder zu werden.“ Schwester Johanna brachte immer die Natur in Verbindung mit Gott, das gefiel der kleinen Else so besonders gut, weil sie ein rechtes Naturkind war und ja selbst schon recht aufmerksam die Natur beobachtet hatte.

Die junge Comtesse Gertrud erfreute sich an der kleinen Else und sie führte sie auch ihrem Großpapa zu. Viele alte Leute haben große Hineigung zu Kindern, das war auch der Fall bei dem alten Grafen im Schloß und er sah es recht gern, daß Else jedesmal zu seiner Enkelin kam, wenn sie mit ihren Eltern bei der Maurerfamilie zum Besuch war. Wenn sie dann Abschied nahm, beklagte es die junge Comtesse und der alte Graf beklagte es auch, der alte Herr besonders, denn er wußte ja, seine Enkeltochter werde ihn auch bald verlassen und er fühlte, der Verkehr mit Kindern that ihm wohl.

Ein Jahr verging, da kam Else ganz zu dem Maurer in's Haus. Ihr Vater starb an einer heftigen Entzündung und ihre Mutter, schon lange kränklich, zehrte sich aus. Da stand die kleine Else allein. In der Waldhütte konnte sie nicht bleiben, Schwester Johanna konnte sie auch nicht zu sich nehmen, des Vaters Bruder, der Maurer, war aber wohlhabend, der holte die kleine Else aus der Waldhütte ab und sie wurde sein Kind. Es ging nun ein neues Leben für die Kleine an. Sie war nicht fremd bei dem Oheim, man hatte sie ja auch sehr gern und der

Oheim sagte gleich bei ihrem Eintritt in seinen Familienkreis: „Ihr Kinder, Ihr sollt meines Bruders kleine Else rechtschaffen behandeln, Donnerwetter, ich will doch sehen wer mir das Wurm mißhandeln könnte!“ Es dachte Niemand daran die kleine Else zu mißhandeln, sie war so still, war so herzlich und freundlich und gefällig, kam auch manchmal eine Unart vor, so hat sie bald um Verzeihung.

Anders war das Leben Else's aber doch im Dorfe, der Wald fehlte und auch die täglichen Wege durch den Wald zur Schwester Johanna. Sie war nun sechs Jahre alt und mußte in die Schule gehen. Der Dorfschullehrer war ganz gut; aber so kindlich konnte er sich nicht mit den Schülern beschäftigen, wie die Schwester Johanna es that. Auf Else hatte Johanna's Art mit den Kindern zu verkehren großen Eindruck gemacht; Johanna war der Säemann gewesen und Else's kleines Herz der gute Boden, da waren denn viele Samenkörner lieblich aufgegangen und hatten tief Wurzel gefaßt. Das konnte man sich nun wohl denken, daß so eingewurzelte gute Zucht für's Leben Stich halten würde, hatte doch Johanna fast drei Jahre mit der kleinen Else verkehrt, und Vater und Mutter hatten wenigstens nichts dawider gethan, in ihrer Art sogar die guten Lehren Johanna's pflegen helfen und kein böses Beispiel gegeben, das sie hätte zerstören können. Bei dem Oheim war das anders; der war ein heftiger Mann, welcher sich oft zornig ankobte; seine Frau war krank, aber das Zanken verstand sie auch. Die Kinder rausten und prügelten sich, schimpften sich untereinander, schimpften über Eltern und Lehrer. Eigentlich waren die Kinder nicht böse, nur ungezogen, schrankenlos aufgewachsen. Else empfing schlechte Beispiele und schlechte Beispiele verderben gute Sitten. Sprichwörter beruhen auf Erfahrung; aber keine Regel ist ohne Ausnahme, hier war eine Ausnahme, denn der unartigen Bauerkinder böse Beispiele verdarben Else's gute Sitten nicht und das kam daher, weil Else's Gehorsam, ihr artiges Wesen nicht oberflächlich lag, daß es jeder Wind hätte wegwehen können. Johanna hatte ihr bei jeder Belehrung gesagt: Alles Gute kommt von Gott, auch die Gebote und Gott will, daß der Mensch, ja auch schon das kleinste Kind seinen Geboten gehorsam sei. Der liebe Heiland war auch gehorsam seinem Vater und hat allen Menschen, also auch den Kindern damit ein Beispiel gegeben. Else war artig, weil sie dachte, mit der Unart thue sie dem Heiland weh, denn er der göttliche Kinderfreund wünschte doch, daß sein Beispiel befolgt werde; Else mochte keinem Würmchen weh thun, wie viel

weniger dem Heiland, der sie so lieb hatte und den sie lieben gelernt unter Schwester Johanna's Leitung.

„Hast Du denn den Heiland schon gesehen?“ fragte eines Tages des Maurers Klaus, weil Else zuweilen sagte: „Der Heiland hat das verboten,“ oder „so will's der Heiland!“ — „Nein,“ antwortete Else, „Schwester Johanna hat ihn auch nicht gesehen; aber sie weiß was er will.“ Eines Tages waren des Maurers Kinder recht ungezogen und zankten mit einander und schlugen sich, daß einem jeden die Nase blutete, da flüchtete Else hinter einen Baum und weinte und dann sagte sie: „die Engel gehen auch von Euch fort, wenn Ihr Euch nicht lieb habt.“ Lachend sagte Klaus: „Dummes Zeug, was Du redest,“ aber Grete fragte: „Woher weißt Du, daß Engel bei uns sind?“ Else antwortete: „Schwester Johanna hat es gesagt, die Engel sind Gottes Boten, sie wachen bei uns; aber das mögen sie nicht sehen, wenn die Menschen sich nicht lieb haben.“ Daß Else's Worte auf die wilden Kinder, die so ungehorsam waren, gleich tiefen Eindruck machten, das ist wohl nicht anzunehmen; aber sie hörten solche sinnige Rede oft und das stille Kind war ihnen lieb, da ging doch einmal ein Samenkorn in ihren Herzen auf, sie schämten sich in Else's Gegenwart ungezogen zu sein und endlich suchten sie auch an Gottes Gegenwart zu denken, nicht bloß an die der kleinen Else.

Else war sich ihrer Macht aber nicht bewußt, was sie sagte und that, kam so unwillkürlich, sie konnte nicht anders, denn Schwester Johanna's Lehren hatten sich ihr so fest eingepreßt. Sie hatte auch Macht über den Maurer. „Donnerwetter!“ rief der Maurer eines Morgens, als sein Frühstück nicht gleich auf dem Tische stand, da er es verlangte. Else erschrak und küßte ängstlich des Oheims Hand.

„Was soll's?“ fragte der Oheim, „gefällt Dir mein «Donnerwetter» nicht?“

Else sprach schüchtern: „Schwester Johanna hat gesagt das Donnerwetter macht der liebe Gott in den Wolken, daß es blitzt; aber Menschen sollen so nicht sagen.“

„Na,“ erwiderte der Maurer zwar lachend, aber doch nachdenklich, „wenn Schwester Johanna will und die kleine Else auch, dann muß ich mir das Wetter abgewöhnen.“

Die Kinder gingen alle in die Schule und der Lehrer war mit Else immer recht zufrieden, sie konnte schon manche Sprüche auswendig und was ihm merkwürdig war, sie sagte diese so ganz anders her als die

anderen Schulkinder, „Else ist die einzige, die mit Verständniß spricht,“ sagte er, „die anderen haben den gewöhnlichen Leierton, freilich mit dem Mädchen hat sich die Schwester in der Vorschule abgegeben, bei mir wäre das unmöglich, ich habe ja zu viel Kinder zu unterrichten; damit sich das kleine Volk den Leierton nicht angewöhnt, muß man Zeit haben.“

Der Graf auf dem Schlosse, welcher Kinder so lieb hatte, ließ Else zuweilen holen, wenn er z. B. einen recht schönen Apfel in seinem Garten fand, oder wenn er einen Bilderbogen hatte, denn das artige kleine Mädchen, welches seine Enkelin früher besuchte, gefiel ihm sehr. Nach und nach gewöhnte er sich an das Kind und Else kam jeden Tag nach der Schule, sie richtete sich eine Spielecke in des Grafen Stube ein und hatte dort eine Puppe und kleines Kochgeschirr und fühlte sich dort bald ganz zu Hause und sie fehlte dem alten Grafen, wenn sie nicht da war. So verging wohl ein halbes Jahr.

Der Graf war schon ein Greis, aber noch recht rüstig; alljährlich kam seine Enkeltochter in der Ferienzeit zu ihm, außerdem kamen zu verschiedenen Zeiten Kinder und Kindeskinde zum Besuch. Uebrigens lebte er allein mit zwei alten Leuten, seinem Kammerdiener und seiner alten Köchin. Als sein Sterbestündlein kam, war von Verwandten gerade Niemand bei ihm. Er hatte nur ein kurzes Unwohlsein, er fühlte sich nur wenige Stunden leidend; aber es waren wohl schwere Stunden! Die Rede verlor sich, der Geist war hell, aber die Zunge konnte nicht mehr gut ihren Dienst verrichten. Man hatte nach einem Arzte geschickt, doch der blieb lange aus. Neben seinem Bette stand Anton, der alte Diener, stand Dore, die alte Köchin, sie reichten dem guten Brodherrn, den sie lieb hatten, manche Erquickung, er nahm ab und zu Etwas zu sich. Aber er verlangte eine andere Erquickung: „Beten!“ stieß er einmal mühsam ein Wort hervor, „laut beten!“ sagte er nach einer Weile wieder und blickte seine Leute starr an. Die beiden Leute waren verlegen. „Sollen wir nach dem Herrn Prediger schicken?“ fragte Dore. „Beten! laut beten!“ murmelte der Sterbende. Die Leute sahen einander wieder verlegen an, wußten sie keine Gebete auswendig? keinen Liedervers? das Vaterunser konnten sie doch gewiß; aber sie waren so ängstlich, sie hatten keinen Muth damit hervorzutreten. Da bewegte es sich leise in der Stubenecke, das kleine Bauermädchen trippelte an das Sterbebett, faltete die Händchen und sprach: „Ach lieber Gott ich bitte Dich, Dein treues Kind laß werden

mich!“ — Der sterbende Greis faltete auch seine Hände und seine Lippen bewegten sich. „Mehr!“ sagte er und das Kind sprach weiter. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden! — Vaterunser, der Du bist im Himmel, Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden! — Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln! — Der Herr ist unser König, der hilft uns! — Der Herr giebt seinen Frieden! Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. — Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn! — Verlasse mich nicht, Herr mein Gott! — In der Noth rufe ich Dich an, Du wollest mich erhören!“

So sprach das kleine Bauermädchen nacheinander viele Sprüche her, die sie auswendig wußte. Der Sterbende hatte schon aufgehört seine Lippen zu bewegen, das Kind sprach noch, gehorsam der empfangenen Aufforderung folgend, ruhig weiter; — der Diener hatte dem Geschiedenen die Augen zugeedrückt, das Kind sprach noch seine Trostesworte, bis Dore dasselbe bei der Hand nahm und aus dem Zimmer führte.

Die kleine Else wußte nicht, zu welcher herrlicher Aufgabe sie Gott berufen hatte: Friedebringende Worte, die ihre Lippen gesprochen, hatten die Seele, welche sich verklären wollte, aus dem erstarrenden Körper in den Himmel geleitet!

Vielleicht hatte das noch nicht siebenjährige Kind nicht klares Verständniß von allen Sprüchen, die es bereits auswendig gelernt, als es noch unter Schwester Johanna's Leitung stand; aber sein Gedächtniß hatte alles behalten und es kam zu Tage im rechten Augenblick, als das Verlangen des Sterbenden nach himmlischer Erquickung laut geworden war.

Hätte jene Kleinkinderlehrerin, welche gegen Schwester Johanna ihre Mißbilligung des frühen Religionsunterrichtes ausgesprochen, der Sterbestunde des alten Grafen beigewohnt, sie wäre anderen Sinnes geworden. „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ hat der Herr gesagt, „und wehret ihnen nicht!“

Genug der Mittheilungen über die ersten Lebensjahre dieses Kindes aus dem Volke, jetzt mag nur noch ein Moment erwähnt werden, der den Schluß von Else's Kindheitsleben bildete.

Die Enkelin des verstorbenen Grafen war Besitzerin seiner Güter geworden und als sie sich einige Jahre später vermählte, zog sie als junge



gez. A. Diebs.

T. A. B. II

Zur Erzählung: Siehe Dich um und wähle.

Frau Gräfin mit ihrem Gemahl in dem Schlosse ein, um dort zu bleiben. Sie hatte ihre Gespielin, das kleine Bauermädchen, nicht vergessen, die Erzählungen des alten Kammerdieners und der Köchin des Grafen hatten sie ja auch davon unterrichtet, was dieses Kind ihrem Großvater in seiner Sterbestunde gewesen war. Ein Jahr nach dem Einzuge des jungen Ehepaars in das geerbte Schloß war Else's Confirmation, an demselben Tage auch eine Taufe. Ein Zwillingsschwestern-Pärchen empfing den Segen der Kirche, ihre Mutter war die junge Gräfin.

Die junge Mutter schenkte der Else an diesem bedeutungsvollen Tage ein silbernes Kreuzchen, an silberner Kette um den Hals zu tragen, mit der Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ und sie sagte ihr: „Willst Du in meinen Dienst treten, willst Du meine Martha und Maria pflegen helfen, als Gehilfin der erfahrenen Kinderfrau?“ Als Else freudig den Antrag annahm, fügte die Gräfin hinzu: „Dann sollst Du auch beten für die Kinder und nie vergessen, daß der Herr gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen!“

Else, das vierzehnjährige Bauermädchen, trat in den Dienst im Schlosse ein. Die Zwillinge nahmen zu an Körperkraft und ihr Geist begann sich zu entwickeln; aber die junge Mutter? Die junge Mutter verlor ihre Körperkraft, denn ihr Geist sollte hinüber gerufen werden in die andere Welt. Die Gräfin starb, als ihre Zwillinge drei Monate alt waren.

Nun waren die zwei kleinen Mädchen Waisen. Am Begräbnistage ihrer Mutter lagen die so arm gewordenen Kinder auf dem Lehnstuhle der Entschlafenen, auf welchen sie selbst ihr Zwillingspärchen, dicht aneinander geschmiegt, oft gebettet hatte, Else stand neben den Kindern. Da gingen viel ernste Gedanken durch den Sinn des jungen Bauermädchens: Die eigene früheste Kindheit in der Hütte ihrer Eltern, der Köhlerleute im Walde, daran knüpften sich die drei Jahre unter Schwester Johanna's Leitung in der Kleinkinderschule; dann kam das Leben bei dem Oheim und im Schloß mit der jungen Comtesse und dem alten Grafen. Es folgten hierauf zwei ergreifende Momente, der Tod des alten Grafen und zuletzt der Tod der jungen Gräfin. Zwischen den beiden Todesfällen lag die große Doppelfeier in der Kirche: ihre Einsegnung als Confirmandin und der Zwillinge Einsegnung als Täuflinge.

Else stand mit gefalteten Händen vor den lieblichen Kindern, die nicht ahneten was ein Mutterherz ist und niemals es erfahren konnten. „Arme

Kinder!" sagte Else, „keine Mutter! — auch keine Schwester Johanna!“
Wie ein Blitz zuckte ein Gedanke durch Else's Seele: „Die Schwester
Johanna für diese Kinder kann ich vielleicht werden.“

Auf der Reise, im Postwagen.

Da sitze ich im Postwagen ganz allein und kann mich breit machen,
ich thue es, ich nehme mein Tagebuch vor und meinen Bleistift und
schreibe. Ich fahre direkt aus dem Naßwald hinaus. Die Mittheilung
der Frau Schöne war gelesen und mit inniger Rührung meinem Reise-
bericht eingefügt. Inzwischen hätte das Wetter Zeit gehabt sich zu ändern;
aber es that keinen Schritt zur Besserung. Ich wollte eigentlich die Bäder
des Schwarzwaldes besuchen, Wildbad, Liebenzell, Teinach; aber was sehe
ich dort, wenn der Himmel nicht voller Geigen, sondern voller Wolken
hängt? An der Einrichtung der Badestuben, an Besichtigung des Cur-
salses lag mir nicht viel. Ich machte mich auf und fuhr über den Kniebis,
„vielleicht wird's besser!" sagte ich mir, „dann will ich mir die Kniebis-
bäder ordentlich ansehen, Griesbach, Petersthal, Rippoldsau.“ Es wurde
nicht besser, der Schwarzwald blieb oben und unten naß, so kam ich endlich
zum Entschluß und wollte dem Naßwald den Rücken kehren. Es dauerte
nicht lange, da fuhr ich aus dem Gebirge hinaus in's Flachland und ließ
das Gebirge hinter mir wie eine große Mauer. Es ist ein eigenthümlicher
Anblick. Andere Gebirge steigen mit Hügelreihen sanft auf, der Schwarz-
wald sieht aus wie eine Wand. Jetzt bin ich in der Rheinebene und
habe über mir klaren Himmel. Ich könnte mich ärgern über das neckende
Wetter; aber ich thue es nicht, zum Aergern habe ich nicht Raum in
der Seele, sie ist mit patriotischen Gedanken erfüllt, ich summe vor
mich hin:

Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Mit welcher Begeisterung ist in der Kriegszeit die Wacht am Rhein
gesungen worden, die Wacht hat fest gestanden! Der Feind kam nicht
über den deutschen Strom, drang nicht verheerend in deutsches Land ein,
der Krieg, den der Feind muthwillig herausbeschworen hat, wurde in
Feindesland durchgekämpft.

Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein,
 Da wollte Jeder Wächter sein!
 Das ganze Volk im Vaterland
 Als Hüter vor dem Rheine stand!

Im deutschen Straßburg.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!“

Du gehörst uns wieder, du warst einst deutsche freie Reichsstadt,
 lagst dann in fremden Ketten zweihundert Jahre und bist jetzt wieder
 deutsches Eigenthum. Der furchtbare Krieg, der uns zermalmen sollte,
 hat uns dich, o Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt, wieder-
 gegeben! Das hat der Krieg gethan und mehr noch als das: er gab
 den Deutschen die Einheit, er gab den vereinten deutschen Stämmen wieder
 einen Kaiser.

Heil Dir im Siegerkranz,
 Herrscher des Vaterlands,
 Heil Kaiser Dir!
 Du hast am Rhein gewacht,
 Hast Deutschland Eins gemacht,
 Brachst Deiner Feinde Macht,
 Heil Kaiser Dir!

So singen eben neben mir junge frische Männerstimmen, wahrscheinlich
 Studenten deutscher Universitäten, welche das deutsche Straßburg begrüßen
 wollen. Eine Thür scheidet mich von den jungen deutschen Sängern;
 aber unser patriotisches Gefühl scheidet nichts, ich singe leise mit:

Nun mag Europa drohn!
 Dich rief zum Kaiserthron
 Germania's Dank.
 Er, dem Dein Herz geglaubt,
 Setzte Dir, siegumlaubt,
 Die Kaisertron' auf's Haupt,
 Heil Kaiser Dir!

Herrsche nach Gottes Recht,
 Du und Dein ganz Geschlecht,
 Deutschland zum Heil!
 Wahrheit Dein Purpurkleid,
 Gnade Dein Krongeschmeid,
 Friede Dein Throngeleit,
 Heil Kaiser Dir!

Die jungen Sänger neben mir haben Alle den Krieg mitgemacht, ich sah sie aus ihrer Thür treten, als ich vorhin ankam und in meine Stube geführt wurde, sie trugen Alle die Erinnerungsmedaille und Einige hatten das eiserne Kreuz.

Ich bin in einer Droschke in der Stadt umhergefahren, mich dem Rutscher überlassend, er wußte was ich sehen wollte, es war was jeder Fremde jetzt hier sehen will: die Trümmer, welche der Krieg noch zurugelassen hat. Ein trauriger Anblick, furchtbare Erinnerungen erweckend. Viel ist zerstört worden, bevor die Festung sich ergab, auch die berühmte Bibliothek mit den Schätzen der Wissenschaft; aber erhalten wurde der Dom, dies Denkmal der Baukunst, dieses Gebicht aus Stein.

Ich habe lange vor dem Münster gestanden bevor ich mich entschloß in das Innere zu gehen, so war ich gefesselt. Ich kannte die Kirche aus früherer Zeit. Du erwartest keine Beschreibung, ein Gedicht muß man lesen, ein Gebäude muß man sehen, denn die Empfindung der Poesie, welche ein poetisches Werk einlöst, läst sich nicht durch Beschreibung des Werkes hervorrufen.

Erwin von Steinbach hieß der Dichter des Straßburger Münsters, d. h. also hier sein Erbauer, wenigstens der Erbauer der prachtvollen Faade. Segrundet wurde die Kirche schon viel früher, vom ersten christlichen Fürsten der Franken, Chlodwig, im 6. Jahrhundert, die Faade wurde im 11. Jahrhundert erbaut.

Ich habe seit Jahren den Wunsch das Steinthal zu sehen und darin die Gemeinde des Pfarrer Oberlin, die Kinder der Zöglinge der Luise Scheppler. Das Steinthal liegt im Ela, von Straßburg aus fährt man dorthin. Eine Familie, die ich früher oft sah, die wohlbekannt ist in Rothau, dem großen Fabrikorte im Steinthal, hat mir den Weg dahin damals gebahnt, der Fabrikbesitzer Dietherlen, der ein Vater seiner Arbeiter ist und so treffliche Volkschriften drucken ließ, erwartete mich damals schon. Und jetzt? Jetzt, da ich in Straßburg bin, gehe ich am Steinthal vorüber, ich werde Dietherlen nicht kennen lernen, werde nicht die Stätte sehen wo Oberlin und seine treue Magd wirkten, werde nicht das Grab der beiden Verstorbenen sehen, deren Leben ein fortdauernder Dienst der Nächstenliebe, ein fortdauernder Gottesdienst war.

Kennst Du das Steinthal und seinen Vater Oberlin und Luise? Vielleicht weit Du nur wenig von Ort und Menschen zu sagen, so lasse Dir Einiges mittheilen. Luise Scheppler war es, welche die Schwester

eines Schullehrers zur Nachahmung begeisterte, jene Johanna, die klein Elschen, das Bauermädchen in der Kleinkinderschule unterrichtete. Ja, Luise Scheppler konnte wohl ein empfängliches Gemüth begeistern. Bevor ich Dir erzähle von Vater Oberlin und seiner Magd, will ich Dir aber sagen warum ich nicht in's Steinthal fahre. Ich fürchte unfreundlichen Empfang! Ja, denke nur, aus Furcht, daß man meiner herzlichen Empfindung bittere Aeußerungen entgegenstellen könnte, bleibe ich zurück. Betrachte die Sache näher.

Die Bewohner des Elsaß sind Nachkommen der Alemannen. Elsaß und Lothringen waren Theile des deutschen Reiches. Vor 200 Jahren, als Deutschlands Kräfte durch den dreißigjährigen Krieg aufgerieben waren, nahmen die Franzosen Besitz von diesen Ländern. In den zwei Jahrhunderten unter französischer Herrschaft gewöhnten sich die Alemannen an den Gedanken Franzosen zu sein. — Jetzt, da die Gerechtigkeit Gottes, die in der Weltgeschichte sich zeigt, Elsaß und Lothringen durch den Krieg wieder zu deutschen Landestheilen gemacht hat, haben sich die zu Franzosen umgeformten Alemannen noch nicht an den neuen Wechsel gewöhnt, sie bilden sich ein, daß sie wirklich Franzosen sind, trotz der deutschen Namen, die sie haben, sie sind noch nicht zufrieden mit dem gerechten Umschwung der Dinge. Es wird sich mit der Zeit alles gut gestalten; aber für ein deutsches Herz, das die wiedergewonnenen Brüder freudig begrüßen möchte, ist es ein Schmerz jetzt Widerstreben zu finden. Du wirst begreifen, daß ich im Elsaß nicht weiter reisen will.

Ich möchte Dich aber nicht ganz stumm am Steinthal vorüberführen, Du sollst Einiges von Vater Oberlin und Luise Scheppler erfahren. Diese Gegend hatte einst schwer gelitten durch den dreißigjährigen Krieg, noch lange nach dem Friedensschlusse zogen Räuberbanden umher und endlich trat auch die Pest auf, das Land zu entvölkern. Elend und Noth waren die traurigen Folgen. Die Sitten der Leute wurden schlecht, zügellos machten sie nur das Recht der Gewalt geltend, dem Gesetz beugten sie sich nicht. Ihrem Bekenntniß nach waren sie Lutheraner, aber sie hatten keinen Begriff davon, was das bedeute; überhaupt von Christenthum und Nächstenliebe wußten sie nichts. Zu diesen Gemeinden kam 1750 der Pfarrer Stuber.

Die traurige Lage seiner Gemeinde ging ihm zu Herzen. Die Predigt allein konnte nicht helfen, gute Schulen mußten mit der Zeit die Sitten bessern; aber wie war es mit diesen bestellt? Als Pfarrer Stuber

zum ersten Mal die Schule in Waldbach besuchte, trat er in eine elende Hütte, in der eine Anzahl Kinder sich auf eigene Hand die Zeit vertrieben und einen heillosen Lärm machten. Der Lehrer lag im Hintergrund der Schulstube im Bett, ein kranker Greis. „Seid Ihr der Schullehrer?“ fragte der Pfarrer. — „Der bin ich,“ erwiderte der Kranke. — „Was lehrt Ihr denn Eure Schüler?“ — „Nichts, Herr Pfarrer.“ — „Warum denn nicht?“ — „Ei, lieber Herr Pfarrer, weil ich selber nichts weiß.“ — „Warum hat man Euch denn zum Lehrer gemacht?“ — „Ach sehen Sie, lieber Herr Pfarrer, ich war eigentlich Schweinehirt der Gemeinde, viele Jahre lang, jetzt bin ich aber zu diesem Dienst zu alt, nun soll ich die Kinder hüten.“

In ähnlichem Zustande fand der Pfarrer alle Schulen der Dörfer, die zu seinem Wirkungskreise gehörten. Als nach einer Reihe von Jahren Oberlin diese Pfarrstelle übernahm, fand er es nicht mehr so übel, doch noch sehr schlecht bestellt. Die größte Mühe machte es ihm junge Leute zu finden, die sich zu Schullehrern bilden lassen wollten, weil dieser Beruf in der Achtung der Bewohner des Steinthales als verächtlich galt. Als sich endlich Lehrer gefunden hatten, hielt es eben so schwer die Eltern zu bewegen ihre Kinder in die Schule zu schicken. Eben so wichtig als der Schulunterricht war es, den jungen Mädchen Anleitung zu weiblichen Handarbeiten zu geben, sie hatten keinen Begriff davon. Nähen, Stricken, Ausbesserung getragener Kleidungsstücke war für die Frauen im Steinthal unbekannte Kunst; Mutter Oberlin suchte nach Kräften dem Uebel abzuhelpfen; aber eben die Kräfte reichten nicht aus. Da fand sich eine Hilfe. Es hatte sich ein kleines Bauermädchen, Luise Schepler, herzlich an Mutter Oberlin angeschlossen und begleitete sie oft auf ihren Wegen zu Armen und Kranken. Der Pfarrer beobachtete das Kind und sah mit großer Freude, welch ein liebes Gemüth in demselben herrschte. In Waldbach war ein Feuer ausgebrochen und hatte viele Häuser zerstört. Bevor die Beschädigten wieder eine Häuslichkeit hatten, bemerkte die damals acht Jahre alte Luise eine herrenlose Henne, welche bald hier bald da, oft auch in einer Scheune sich verbarg. Luise ging dem unstät lebenden Thiere nach und fand viele Eier, welche dasselbe in verborgene Winkel gelegt hatte. Niemand nahm sich der armen Henne nach dem Brandunglücke an, denn die Leute hatten andere Dinge zu bedenken. Luise sammelte die Eier, bauete ein Nest und legte die Eier hinein. Die Henne kam und ließ sich heimathlich auf dem Neste nieder und bedeckte ihre

Eier mit ihren Flügeln. Das war nicht genug. Luise theilte ihr Brod mit der Henne, sie hatte selbst nur wenig, aber bei jeder Mahlzeit dachte sie an die herrenlose Glucke und als die Küchlein ausgekrochen waren, da hatte Luise eine ganze Familie zu ernähren und erbat sich manches Stücklein Brod von Frau Oberlin. Dies herzige Kind nahm Oberlin in sein Haus, um es väterlich in Gottesfurcht zu erziehen, mit fünfzehn Jahren trat sie als Magd in seinen Dienst. Luise nahm sich nun der kleinen Kinder an, wie früher der Küchlein, sie versammelte sie um sich, lehrte ihnen Bibelsprüche, die sie selbst von Vater Oberlin gelernt hatte, im Sommer beschäftigte sie sich mit den Kindern im Freien. Als der Winter kam, richtete Vater Oberlin der jungen Lehrerin und ihren Kleinen eine Scheune zur Schulstube ein. So entstand die erste Kleinkinderschule.

Luise Scheppler war mit ganzer Seele thätig in dem ihr überwiesenen Arbeitsfelde; aber sie lebte nicht einseitig diesem Berufe außerhalb der Familie Oberlin. Wenn nach den Schulstunden die Kinder entlassen waren, dann trat Luise wieder ihren Dienst als einfache Magd im Hause des Vater Oberlin an, sie wurde bald auch Erzieherin von Oberlin's sieben Kindern und seine Haushälterin, denn Oberlin verlor seine Frau. Durch den Geist der Ordnung und Sparsamkeit, mit welchem Luise dem Vater Oberlin die Haushaltungsforgen abnahm, machte sie es ihm möglich so viel Gutes in seiner Gemeinde zu wirken, was oft an's Wunderbare grenzte.

Oberlin arbeitete am zeitlichen und ewigen Wohle seiner Gemeinde. Er zerbrach mit dem Hammer des göttlichen Wortes die Eiskrinde, die auf dem Herzen seiner Pfarrkinder lag; er lockerte den dürren unfruchtbaren Boden und streute himmlischen Samen hinein; er leitete die Blicke aufwärts und prägte den Glauben an die ewigen Wahrheiten des Evangeliums, die Liebe, die von dem Urquell der ewigen Liebe ausgeht und wieder dahin führt, in Tausende von Herzen und leuchtete Allen als ein Vorbild der reinsten Tugenden vor. Auch für das zeitliche Wohl seiner Pflegebefohlenen war Oberlin besorgt, er gab ein strenges Beispiel des Fleißes: er pflügte das Feld mit ihnen, half Moräste austrocknen, Felsen sprengen, lehrte Gemüse bauen, Obstbäume pflanzen, Straßen verbessern; er sandte auf eigene Kosten junge Leute in die Städte, damit sie Handwerke lernten, die im Steinthal unbekannt waren; er veranlaßte einige gleichgesinnte Fabrikherren dahin zu ziehen und mit ihm für das Wohl der Armen zu sorgen. Oberlin errichtete eine Apotheke in seinem Hause;

er hatte medizinische Kenntnisse und behandelte Kranke, denn weder Arzt noch Apotheker waren damals im Steinthal; er ließ Krankenwärterinnen auf seine Kosten ausbilden und endlich einen jungen Mann seiner Gemeinde Medizin studiren. Er gründete eine Volksbibliothek und Sparkasse. So wirkte dieser unermülich thätige Mann 59 Jahre hindurch und mit Recht gab man ihm den Beinamen Apostel des Steinthales. Luise Scheppler war seine treue Gehilfin 48 Jahre lang, sie arbeitete als seine Magd im Hause und arbeitete unter seiner Leitung in der Gemeinde, Lehrerin der Kinder, der Armen und Kranken Trost, Tag und Nacht zur Hilfe bereit. Und für alle ihre Arbeit nahm Luise keinen Lohn an. Vater Oberlin hatte wenig Mittel und die treue Magd sah, daß er selbst darbt, um seine Gemeinde zu unterstützen, er konnte sie nicht bewegen Bezahlung für ihre Dienste anzunehmen, sie bat es sich ausdrücklich als eine Gnade aus, in seinem Sinne, ohne irdischen Lohn, thätig sein zu dürfen. Wie tief Vater Oberlin diese seltene Hingabe empfand und wie hoch er Luise Scheppler schätzte, das beweist ein rührender Brief von ihm, den er an seine Kinder schrieb, als er sein Ende herannahen fühlte; ich muß Dir wenigstens ein Bruchstück desselben mittheilen, es wird Dich freuen.

„Meine lieben Kinder! Indem ich Euch verlasse, vermache ich Euch meine treue Dienerin, welche Euch erzogen hat, die unermüliche Luise. Die Verdienste, die sie sich um unsere Familie erworben hat, sind unendlich groß. Eure gute Mutter nahm sie schon vor ihrem fünfzehnten Jahre zu sich; sie machte sich ihr nützlich durch ihre Talente, ihren Eifer und Fleiß. Nach dem frühzeitigen Tode Eurer zärtlichen Mutter war Luise für Euch zugleich treue Wärterin, sorgsame Mutter, Lehrerin, kurz Alles. — Ihr Eifer ging noch weiter: Als wahre Jüngerin des Herrn ging sie in alle Dörfer der Umgegend, wohin ich sie schickte, die Kinder um sich zu versammeln, sie schöne Lieder singen zu lehren, ihnen die Werke des allmächtigen Gottes in der Natur zu zeigen, mit ihnen zu beten und ihnen alle die Kenntnisse, die sie selbst von Eurer Mutter empfangen, mitzutheilen. Aber das war nicht das Werk eines Augenblicks und die unzähligen Schwierigkeiten, die sich diesen Beschäftigungen entgegen stellten, hätten tausend Andere entmuthigt. Sie opferte meinem Dienste und dem Dienste Gottes nicht nur ihre Zeit und Gaben, sondern ihre ganze Person, ihre Gesundheit, ihr Körper ist jetzt völlig zerstört durch übermäßige Anstrengung. — Seit dem Tode Eurer Mutter habe ich Luise nie vermocht, den geringsten Lohn anzunehmen, sie verwendete sogar die wenigen Zinsen

ihres Erbgutes um Gutes zu thun. Urtheilet selbst, meine lieben Kinder, welche Schuld Ihr gegen Luise zu übernehmen habt &c.“ — — —

Oberlin's Kinder waren bereit ihre mütterliche Freundin in alle Rechte einzusetzen, die sie selbst als seine Kinder genossen; aber Luise nahm auch von ihnen keine Hilfe an. Als dieses merkwürdige opferfähige Wesen in späterem Alter den Tugendpreis von 5000 Frs. erhielt, den ein reicher Graf Monthyon in seinem Testamente ausgesetzt hatte, wurde auch dieses Geld zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

Luise Scheppler hatte sich als Lohn für ihre Dienste nur die Erlaubniß erbeten, ihrem Namen den Namen Oberlin beifügen zu dürfen.

Welch ein bewundernswerthes Beispiel von Anhänglichkeit, Pflichtgefühl, Nächstenliebe, Thakraft und Opferfähigkeit! Nur mit Ehrerbietung kann man an diese merkwürdige Bauermagd denken. Oberlin und seine Gattin haben freilich große Verdienste dabei, denn sie haben es verstanden das junge Mädchen durch Liebe an sich zu fetten, haben es verstanden das junge Herz durch Lehre und Vorbild dem Dienste der Nächstenliebe zu weihen. Der Segen Gottes ruhet auf der Thätigkeit dieser Menschen.

Vom Steintal aus haben sich die Kleinkinderschulen verbreitet nach England, Frankreich, Ungarn, Deutschland u. s. w.

Kürzlich hat sich ein Verein gegründet zur Vermehrung der christlichen Kleinkinderschule, er hat sich den Namen „Oberlin-Verein“ gegeben.

Tranerosen auf das Grab seiner Mutter.

Von

George Baron Dyhern.

I.

Noch eh' in das Gewand der Nacht
Die Ros' das Frühroth slicht,
Da trug Dein guter Engel Dich
Aus ird'scher Nacht zum Licht.

Und als die Morgensonne kam,
Ich konnt' es glauben nicht,
Mir war's, als sei nun ew'ge Nacht,
Die nie ein Strahl durchbricht.